

GREGORIANISCHE HEIMAT - VERLORENE HEIMAT

Wenn wir am Schluß eines feierlichen Hochamtes mit einer groß-angelegten Orchestermesse nach dem „Agnus Dei“ sofort angeschlossen die Communio im Gregorianischen Choral hören, empfinden wir unwillkürlich den starken Gegensatz zwischen beiden Gesängen. Es ist ein Aufeinanderprallen zweier Welten, deren jede für sich ihre Bedeutung haben mag, die aber hier aufeinanderstoßen wie Wasser und Feuer. Etwas überbrückt wird dieser Gegensatz, wenn etwa die Communio von einem Klerikerchor beim Altar gesungen wird. Besonders Eifrige geben sich damit zufrieden, einfach festzustellen, daß durch das Singen der Communio in irgend einer Form die Vorschrift der Kirche erfüllt sei, das ganze, nicht ganz glücklich so genannte „Proprium“ zu singen. Wo um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert die Zäzilianer durchdringen konnten, hat man sich allmählich daran gewöhnt, nach dem feierlichen „Agnus Dei“ die Communio im Choral zu hören. Als dann die Vatikanische Choralausgabe kam, hat man einfach die Communio aus dem „neuen“ Choralbuch gesungen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, warum denn zwischen „Messe“ und Communio ein so eigenartiger Widerspruch herrsche. Man hat gar nicht beachtet, daß die Communio ein Gesang zur heiligen Kommunion der Gemeinde ist, während die Gemeinde ja gar nicht kommuniziert. Schon darum muß sie fremdartig wirken als Gesang zu einer Kommunion, die gar nicht stattfindet. Denkt man in dieser Richtung weiter, so findet man bald, daß ja auch das Einzugslied, der Introitus, das Begleitlied zu einem Einzug ist, der kaum irgendwo gehalten wird. Zum einfachen Herausgehen des Priesters mit oder ohne Assistenz aus der Sakristei zum Altar paßt doch wahrhaftig kein so feierlicher Gesang. Denkt man so weiter über den Sinn der Gesänge nach, so wird man allmählich die gesamte gregorianische Melodiewelt als einen Fremdkörper in unserem heutigen Musikleben und daher auch in unserem heutigen Gottesdienst spüren. Schließlich kommt man zur Erkenntnis: Der Gregorianische Gesang wirkt heute deshalb so fremd, weil er heimatlos geworden ist. Er hat seine Heimat verloren. Er ist sozusagen ein Heimatvertriebener geworden. Aber nicht nur das. Seine Heimat ist ein für allemal untergegangen und er steht nicht wieder. Er ist noch ein Rest, der sich aus dem Untergang gerettet hat. Zu seinem Verständnis ist es daher notwendig, sich sein Verhältnis zu seiner ursprünglichen Heimat klar zu machen und daraus seine Fremdheit in seiner heutigen Umgebung zu verstehen.

Um die Heimat des Gregorianischen Gesanges zu verstehen, ist es gut, sich die Bauart alter Basiliken vorzustellen, wie wir sie heute noch, wenn auch kaum in ihrer ursprünglichen Gestalt, so doch stilgemäß wiederhergestellt in Rom finden, wie S. Sabina, Maria Cosmedin, S. Laurentius vor den Mauern, S. Clemente; der Grundriß dieser Basiliken ist hier Seite 136 wiedergegeben. In diesen Kirchen steht der Altar zwischen dem Priesterraum und dem Sängerkhor, in dem die beiden Ambonen eingebaut sind, zu denen Stufen emporführen. Von dem einen, niedrigeren Ambo wird die Epistel, vom andern höheren das Evangelium gesungen. Die Stufen sind der Ort des Stufengesanges, des Graduale (gradus = Stufe). Seinen Namen hat dieser Gesang von den Stufen her bis heute behalten,

ja das ganze kirchliche Meßgesangbuch wird heute Graduale genannt, ohne mehr Beziehung zu den Ambostufen zu haben.

In der baulichen Anordnung einer solchen Basilika ist der liturgische Sinn der einzelnen Meßgesänge auch für das Auge sichtbar dargestellt. Ein Kirchenchor, der, wie heute meist üblich, möglichst weit vom Altar, hinter und über den Gläubigen bei der Orgel aufgestellt ist, kann beim besten Willen den liturgischen Zusammenhang der Gesangtexte dem Auge nicht sinnfällig darstellen. Darum muß jedes Choralstück, von einem solchen Chor gesungen, durchaus fremdartig wirken. Mag er auch als armer Heimatvertriebener bei einem solchen Chor für den Augenblick Zuflucht gefunden haben, Heimat hat er da nicht. Was gehört also zur Heimat des Chorals in seiner Blütezeit?

Es gehört dazu vor allem die reinliche Scheidung zwischen ausgesprochenem Kunstgesang und schlichtem gehobenem Sprechen, dem Rezitativ, oder wie man seit dem sechzehnten Jahrhundert zu sagen pflegt: zwischen *concentus* und *accentus*. Das Eucharistische Hochgebet, die sogenannte Präfation, und das Pater noster haben keine ausgesprochen musikalischen Melodien, sondern sind nur ein gehobenes, stilisiertes Sprechen mit Hervorhebung der Wortakzente durch erhöhten Ton. Es ist ein ganz einfaches Rezitativ-Modell, das jedem Satz in gleicher Weise hinzugefügt wird. Darum sind diese Stücke auch völlig indifferent gegen jede Art von Kirchenmusik. Als einfachste Rezitative passen sie genau so gut zur „Orchestermesse“ wie zum Choralamt. Es ist ein Mißverständnis, zu glauben, durch ihre Verbindung mit dem Choral komme ein „stilreines“ Amt zustande, weil sie eben in jeden Stil hineinpassen. Daß sie heute zufällig in Choralschrift notiert sind, hat keine Bedeutung. Früher wurden sie genau so ohne Noten geschrieben wie heute noch die Orationen, die sich mit noch einfacheren Rezitativ-Modellen verbinden.

Die Rücksicht auf die gregorianische Heimat verlangt, daß alles, was ursprünglich in ihr einfaches Rezitativ war, in dieser Form auch erhalten bleibt und wiedergegeben wird. Die Gesänge des Zelebranten zu modernisieren ist noch niemandem eingefallen, wohl aber die Gesänge des Priesterchores, der rückwärts hinter dem Altar stehend als Priester- oder Klerikerchor chorweise ebenso einfache Rezitative als *accentus* vorzutragen hatte wie der Zelebrant. So ist es klar, daß der Bischof auf seinem Thron an der Rückwand der Apsis das „Gloria in excelsis Deo“ anstimmt, das die ihn umgebenden Kleriker weitersingen. Der Bischof steht ja in ihrer Mitte. Völlig unverständlich ist es, daß der Priester am Altar das „Gloria“ anstimmt und der weit entfernte Chor es fortsetzt. Was vom Sängerchor gesungen wird, wird auch vom Sänger angestimmt, wie etwa der Introitus; der Bischof oder Priester ist aber von Haus aus nicht dazu bestimmt, den Chorgesang anzustimmen, wie es heute beim Gloria und Credo geschieht. Hier macht sich eben die verlorene Heimat geltend. Das wird für den, der es versteht, sich einzufühlen, noch mehr spürbar beim Sanctus. Die gregorianische Heimat kannte nicht die vielen Sanctus, die im heutigen Graduale dargeboten werden. Es könnten ja noch viel mehr sein, wenn man die aus den Handschriften gesammelten dazu nähme. Sie alle stammen aus einer Zeit lange nach Gregor. Dieser kannte nur das Sanctus als Fortsetzung des begonnenen Hochgebetes (der Präfation), wie sie heute noch im Sanctus der 18. Messe erreichbar ist. Als sein Vortrag dem Sängerchor zufiel, hatte es schon seine Heimat verloren. Es gehört dem Volke an und

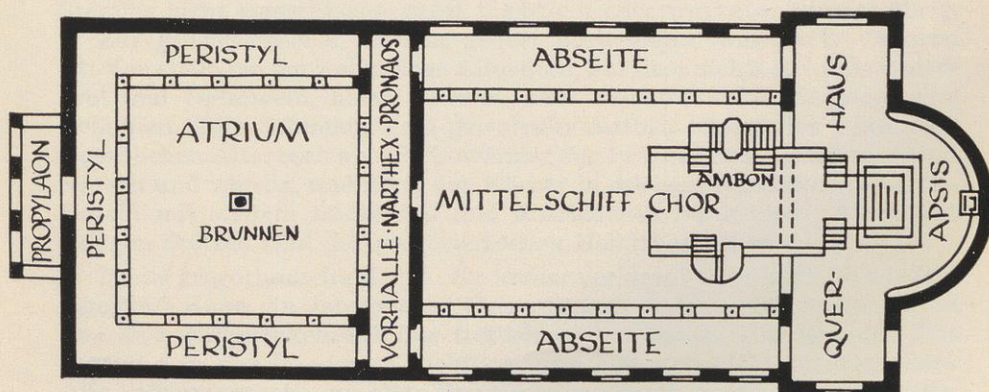
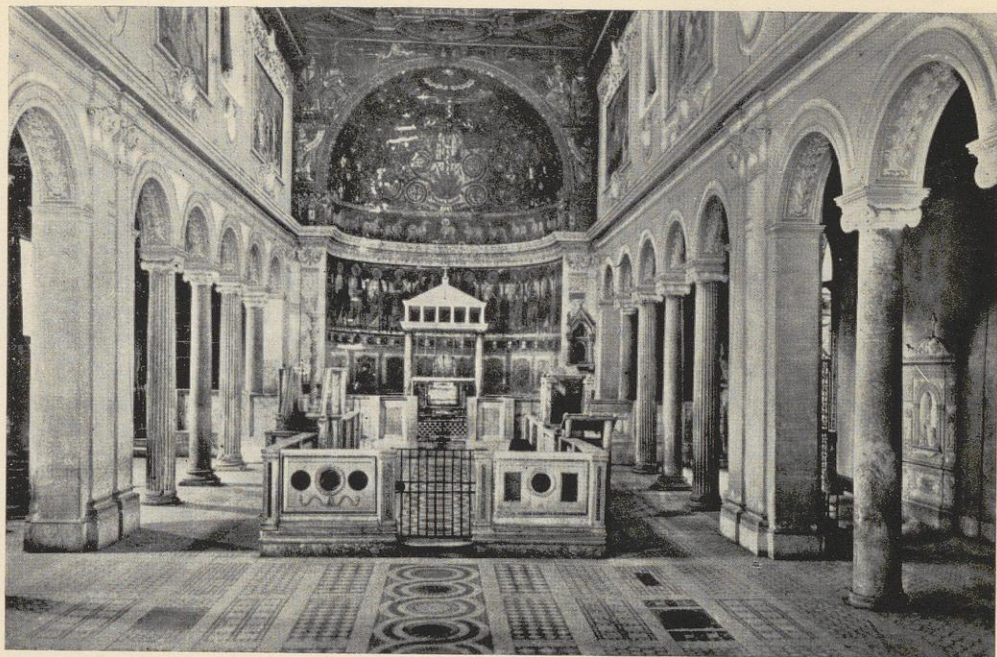
ist der erste und notwendigste Volksgesang der heiligen Messe. Höchstens der Klerikerchor könnte hier das Volk vertreten, niemals aber der Sängerkhor. In dem Augenblick, da sich die Sänger seiner bemächtigen, hat das Sanctus seine „gregorianische Heimat“ verloren. Wird es auch örtlich dort gesungen, wo es hingehört, beim Altar, dann wäre wenigstens das Sanctus wieder in seine Heimat zurückgeführt. Noch mehr, wenn es gelänge, daß das Sanctus vom Altare aus die ganze Gemeinde in seinen Bann schlege.

Dem Klerikerchor gegenüber, auf der anderen Seite des Altars, steht in der gregorianischen Heimat das „Volk“, das aber nicht so genannt werden sollte, um eine Verwechslung mit einem zufällig zusammengekommenen und zusammengewürfelten „Publikum“ zu vermeiden. Das „Volk“ der gregorianischen Heimat ist wirklich „Gemeinde“, eine Gemeinschaft von Menschen, die innerlich und äußerlich zusammengehören, sich alle gegenseitig kennen und zusammengehörig fühlen, geschart um einen Hirten, ihren Bischof oder wenigstens ihren Pfarrer, nicht um irgend einen unbekannten Priester, sondern um den verantwortlichen Seelsorger. Es ist durchaus nicht dasselbe, wenn in irgend einer Klosterkirche irgend ein „Pater“, aber nicht wirklich Vater seiner Gemeinde, auf irgend eine bestellte Meinung ein Amt hält, oder wenn der Pfarrer mit seiner Gemeinde die Pfarrmesse auf die Meinung der ganzen Pfarrei ohne besonderes Stipendium mit seiner Gemeinde und für seine Gemeinde als Eucharistisches Opfer darbringt. Diese Gemeinde ist nicht nur zufällig gerade heute, zufällig gerade in dieser Kirche zusammengekommen. Sondern Sonntag für Sonntag versammelt sie sich eben in ihrer Kirche, nicht heute da und morgen dort. Im Vollsinn wird die Gemeinde eins, wenn alle an dem einen Tisch das eine Brot des Lebens empfangen, wenn sie also auch eine Tisch- oder Mahlgemeinschaft sind, mit anderen Worten: die heilige Kommunion empfangen. Sie sind nicht bloß Zuschauer, wie der Priester beim Altar kommuniziert, sie selbst treten heran zum Tisch des Herrn. Die heutige Praxis hat gerade in diesem Punkt oft genug geradezu eine Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses, wie es in der gregorianischen Heimat herrschte, gebracht: Der feierliche „musikalische“ Gottesdienst rauscht an den Ohren der Anwesenden vorüber, aber der Tisch des Herrn bleibt dabei leer. Wer trotzdem kommunizieren will, muß es zu anderer Zeit oder an einem andern Altar tun. Im „feierlichen“ Gottesdienst wird die heilige Kommunion nicht ausgeteilt. Würde der Apostel Paulus zu einem solchen Gottesdienst kommen, dann könnte er seine Worte wiederholen, die er nach Korinth schrieb: „Wenn ihr zusammenkommt, so heißt das nicht mehr das Mahl des Herrn feiern“ 1 Kor. 11, 20. „Soll ich euch loben? Hierin kann ich euch nicht loben“ 1 Kor. 11, 22. Ja, es ist so weit, daß die Besucher des „musikalischen“ Gottesdienstes sich belästigt fühlen würden, wenn durch die Kommunion der Gottesdienst verlängert würde. So weit sind wir von der gregorianischen Heimat entfernt, in der jeder, der nicht kommuniziert, als „exkommuniziert“, außer der Gemeinschaft stehend betrachtet worden wäre. Daß in einer solchen Umgebung und bei einer solchen Auffassung die gregorianische Melodienwelt nicht in ihrer Heimat ist, dürfte jedem klar sein, der sich nur ein wenig bemüht, inneren Zusammenhängen nachzugehen. Wer aber selbst diese Zusammenhänge nicht zu durchschauen vermag, der möge sich darüber von den Päpsten belehren lassen. Pius XII. schreibt im Rundschreiben über die Liturgie: „Damit

noch mehr und klarer offenbar werde, daß die Gläubigen durch den Empfang der heiligen Eucharistie am göttlichen Opfer selbst teilnehmen, lobt unser Vorgänger unsterblichen Andenkens Benedikt XIV., den frommen Sinn derer, die bei der heiligen Messe nicht bloß mit der himmlischen Speise genährt zu werden verlangen, sondern überdies mit den in der gleichen heiligen Messe selbst konsekrierten Hostien gespeist zu werden vorziehen.“ „Es ist sehr angebracht — und übrigens von der Liturgie vorgesehen —, daß das Volk zur heiligen Kommunion hinzutrete, nachdem der Priester die göttliche Speise am Altar genommen hat. Wie wir oben geschrieben haben, sind auch jene zu loben, welche die im gleichen Opfer, dem sie beiwohnen, konsekrierten Hostien empfangen, so daß wirklich zutrifft, daß alle, die wir gemeinsam von diesem Altare das hochheilige Fleisch und Blut Deines Sohnes empfangen, mit allem Gnadensegen des Himmels erfüllt werden (Canon Missae)“ Es wäre der Erwägung wert, ob nicht die Gottesdienste mit gemeinsamer Kommunion aller Anwesenden von den anderen ohne Kommunion der Gläubigen getrennt werden könnten? Warum sollen die eifrigen Kommunikanten immer das Gefühl haben, die andern zu stören, wenn sie es wagen, beim feierlichen Gottesdienst zu kommunizieren? In der gregorianischen Heimat wäre das unverständlich gewesen.

Fühlt sich die Gemeinde mit ihrem Pfarrer im Opfer verbunden, dann kann ihr leicht klar gemacht werden, daß es doch geziemend wäre wenn sie dem Pfarrer auch antwortet, wenn er sich beim Gottesdienst an sie wendet. Sie danken doch auch für seinen Gruß, wenn sie ihm auf der Straße begegnen. Freilich mit einer einmaligen kategorischen Verkündigung: „Von jetzt an werden alle Responsorien vom ‚Volke‘ gesungen!“ ist nichts getan. Mit viel Geduld und Liebe muß die Gemeinde, nicht die zufällig der Messe „Anwohnenden“, in den Sinn der Antworten eingeführt werden, ganz langsam, Stück für Stück. An erster Stelle kommt der Dialog vor dem Eucharistischen Hochgebet und das den Kanon abschließende Amen, später das Dominus vobiscum vor und das Amen nach der Oration. In der gregorianischen Heimat geschah noch mehr: Wenn der Bischof die Arme zum Gebete ausbreitete, taten es alle mit. Allen Anwesenden muß klar sein, warum sie dem Priester antworten und antworten sollen. Mit einem unverständenen Mechanismus ist nichts getan. Chor und Orgel haben bei den gemeinsamen Antworten nichts zu tun, doch spricht sie der Chor selbstverständlich mit; denn es ist kein wirklicher Gesang, sondern nur gehobenes Sprechen, durchführbar aber nur in einer Gemeinde, nicht bei einem Zufalls-Publikum.

Auch das Kyrie und Agnus Dei haben ihre Heimat nicht am Kirchenchor, wohin sie sich geflüchtet haben, nachdem sie ihre gregorianische Heimat verloren haben. Klerikerchor und Gemeinde können ihnen ihre Heimat wiedergeben, wenn sie sich in ihren Vortrag teilen. Von eigentlichem melodischem Gesang kann auch hier nicht gesprochen werden, sondern nur von stilisiertem Sprechen. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, der Gottesdienst werde um so feierlicher, je prunkvoller die ganz einfachen Stücke aus der gregorianischen Heimat in kunstvoller Komposition vorgetragen werden. Alles an seinem Platz! Kunstgesang, wo er hingehört, Sprechgesang, wo er am Platze ist! Der ausgesprochene Kunstgesang kommt erst dann zur Geltung, wenn er sich vom einfachen Rezitativ abhebt. Jeder Musiker wird



Innenansicht und Grundriß von S. Clemente in Rom
 (Zum Beitrag auf Seite 125 ff.)

das verstehen, wenn er an die Passionen J. S. Bachs oder an die Oratorien von Händel oder Mendelssohn denkt.

Im Kunstgesang ist reinlich zu scheiden zwischen Chor- und Sologesang. Zum größten Teil müssen die Gesänge als Chormusik vorgetragen werden. „Damit soll freilich der Sologesang nicht ganz verboten werden. Er darf nur in der Liturgie nicht so sehr hervortreten, daß er den größten Teil des Textes umfaßt, er soll vielmehr dazu dienen, einen Text hervorzuheben oder eine schöne Verbindung herzustellen und soll aufs engste dem Chorgesang verbunden sein“ (Motu proprio, Pius X). In diesem Sinne wurde auch der Gregorianische Gesang in seiner Heimat gepflegt. „Solosingen bedeutet individuelles Singen. Der Zauber einer Einzelstimme soll aufleuchten, von keiner anderen Stimme beeinträchtigt; die ungetrübte Schönheit der Einzelstimme soll sich mit überlegener musikalischer Gestaltungskraft vereinen. Das ist auch im Choral der engere musikalische Sinn des liturgischen Solosingens, soweit es sich um kunstvolle Melodien handelt“ (Corbinian Gindele, Lebendiger Choral, S. 48). Diesen Grundsatz hat man in der gregorianischen Heimat gekannt und befolgt. So sind die kunstvollen Sologesänge auf uns gekommen und harren ihres kunstvollen Vortrages. Sie zu einem einstimmigen Zwei- oder Viergesang zu machen, wäre ebenso abwegig, wie das Evangelium im Hochamt wegen größerer Feierlichkeit gleichzeitig von zwei oder vier Diakonen vortragen zu lassen oder in einer Oper wegen der größeren Feierlichkeit eine Rolle zwei- oder vierfach zu besetzen.

Freilich gehört der Solo-Sänger dorthin, wo eben auch der Einzel-Leser seine Lesung vorgetragen hat. Leser und Sänger gehören auch räumlich zusammen, sonst ist der gregorianische Solist eben heimatvertrieben. Dort an den Stufen des Ambo ist sein Platz. Das Graduale ist die Blüte, die aus dem Stamm der Lesung hervorbricht. Stamm und Blüte gehören zusammen. Diesen Eindruck kann man aber nicht gewinnen, wenn Epistel und Evangelium wohl in der Nähe des Altars vorgelesen werden, das Graduale aber von dem andern Ende der Kirche her ertönt. Man darf die Blüten vom Stamme nicht wegschlagen, sonst bleibt ein öder trockener Stamm übrig.

Zur gregorianischen Heimat gehört noch vieles, was heute verloren ist: Vor allem ein ganz einfacher Altartisch, auf dem nichts steht als Opferbrot und Opferwein, keine Blumen, kein Kruzifix, keine Kerzen, keine Reliquien. Kein Schmuck, kein gewaltiger Aufbau lenken den Blick vom eigentlichen Altartisch ab. Die Gewänder der Priester und Altardiener sind einfach und würdig, umhüllen den Körper in reichem Faltenwurf. Barock-Kaseln mit steifem Rückenteil und überladenen Stickereien, Alben mit riesigen Spitzen sind der gregorianischen Heimat unbekannt.

Ist die gregorianische Heimat für immer verloren? Oder kann sie wiederkommen? Kann ein Jahrtausend übersprungen werden, um wieder in die alte Zeit zurückzukehren? Das freilich ist unmöglich. Das Rad der Zeit bewegt sich nur in einer Richtung, und läßt sich nicht zurückdrehen. Alle Reformversuche, zur alten Zeit zurückzukehren, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt. „Ganz gewiß, die Liturgie der alten Zeiten ist zweifelsohne verehrungswürdig. Aber ein alter Brauch ist nicht allein schon deshalb, weil er Altertum ausstrahlt, in sich oder für spätere Zeiten und neue Verhältnisse für geeigneter und besser zu halten“ (Pius XII. in dem Liturgie-Rundschreiben). Aber im Sinne Pius X. (Motu proprio über Kirchenmusik) hat jede Kirchenmusik das zu leisten, was die gregoriani-

sche Kunst in ihrer Zeit und in ihrer Heimat geleistet hat. Jedes einzelne Stück, ob schlichtes Rezitativ oder reiche Melodik, ob Chor- oder Sologesang, hat in seiner Form das herauszuarbeiten und darzustellen, was der Choral im Formenreichtum der Einstimmigkeit herausgearbeitet und dargestellt hat. Denen, die auch heute noch für den Choral nur ein mitleidiges Lächeln haben, wird das Lächeln bald vergehen. Dafür gibt es heute genug, die mitten im modernsten Musikschaffen stehen und mit großer Hochachtung im Choral den musikalischen Ausdruck einer längst verschwundenen Zeit sehen, die spärlichen Überreste einer heimatlos gewordenen Kunst.

Die Erforschung der gregorianischen Heimat braucht aber nicht auf bloße historische Studien beschränkt zu bleiben. Ein Stück Heimat wenigstens kann gleichsam aus dem Schutt, den Jahrhunderte darüber gehäuft haben, wieder ausgegraben und wieder zum Klingen gebracht werden. Dazu müßten sich freilich da und dort wirklich geschlossene Gemeinden zu einer in liturgischer und musikalischer Hinsicht vollendeten Choralpflege entschließen. Priester- und Kleriker-Chor müßten eben durch Laien ersetzt werden, wie ja auch andere Kirchendienste, zum Beispiel der Akoluthen, durch Laien ausgeübt werden. Der eigentliche Sängerkhor müßte von den vielen gegenwärtig ihm zugewiesenen Aufgaben entlastet und für seine eigentlichen Aufgaben frei gemacht werden. Ein solcher Gottesdienst wird heute freilich nicht die Sache vieler sein, sondern sich auf einen kleinen Kreis beschränken, der Sinn hat für die Einfachheit des Rezitativs und für die künstlerische Ausgestaltung des solistischen Chorals, der aber zugleich jene religiösen Voraussetzungen mitbringt, daß es ihm selbstverständlich ist, daß sich Sänger und Teilnehmer am Opfer auch im gemeinsamen Opfermahl vereinen. So ist es freilich nicht, wie es die kirchenmusikalischen Zeitschriften um die Jahrhundertwende darstellten, der Choral sei so einfach, daß er für jede Dorfkirche passe und selbst da noch möglich sei, wo nichts zur Verfügung steht als ein Sänger und Organist in einer Person. So ist es wahrhaftig nicht. Es ist aber auch nicht so, daß der Choral in einer Klostergemeinschaft das einzige Muster für die Choralpflege in einer Laiengemeinde ist. Auch der Choral in den heutigen Klöstern ist meist recht weit von der gregorianischen Heimat entfernt. Die anwesenden Patres kommunizieren nicht, weil sie alle ihre Sondermessen lesen. Rauschendes Orgelspiel erfüllt die Kirche. Solist und Sängerkhor sind von einander nicht zu unterscheiden. Selten nimmt eine Gemeinde am Gottesdienst teil, sondern nur „Publikum“. Die beiden voneinander getrennten Chorseiten sind das Denkmal der Zerrissenheit, da der Halbkreis des Klerikerchors hinter dem Altar in zwei Hälften gespalten ist. Heranziehung von Knabenstimmen kann hie und da den Choral beleben, aber den Kunstgesang des erwachsenen Solisten niemals ersetzen. Ist auch die gregorianische Heimat ein für allemal verloren, so kann doch noch manches geschehen, daß der Choral nicht ganz heimatlos bleiben muß. Freilich immer bleibt es nur Ersatz für die verlorene Heimat.

Schwaz-Tirol/St. Ottilien

Univ.-Prof. DDr. P. Erhard Drinkwelder O.S.B.

Im Anschluß an den obigen Beitrag fügen wir dieser Folge ein Gratisexemplar der kleinen Schrift von P. Erhard Drinkwelder, „Die hl. Messe mit Gesang“ bei und hoffen, damit unseren Lesern einen praktischen gangbaren Weg zum Wiederfinden der „verlorenen Heimat“ zu zeigen. INSTITUTUM LITURGICUM
